

Buchbesprechungen

Brühlmeier, Arthur; Werder, Kurt (Hrsg.): *Habe Ihren Sohn ungeren verloren. Johann Heinrich Pestalozzi – Johannes Marti Vater und Sohn. Briefwechsel 1806–1809.* Verein Pestalozzi im Internet, 2008. ISBN 978-3-033-01829-7.

Johannes Marti (1768–1810), Besitzer des Gasthofes zum Brunnen in Fraubrunnen, wollte seinem Sohn Johannes (1796–1820) die bestmögliche Bildung gewährleisten. So schickte er ihn im Juni 1806 im Alter von zehn Jahren ins Institut Heinrich Pestalozzis nach Yverdon. Anfang April 1809 musste Pestalozzi ihn mit grossem Bedauern wieder entlassen. Die Hoffnung, dass er für ein weiteres Jahr zurückkehren werde, erfüllte sich allerdings nicht.

Dass wir heute Wesentliches über diesen Aufenthalt von Johannes Marti in Yverdon wissen, verdanken wir einem Briefkonvolut, das Elisabeth Pfäffli-Marti dem Rittersaalverein Burgdorf testamentarisch vermachte. Nicht nur über den Buben Johannes Marti erfahren wir einiges – Pestalozzi attestiert ihm ein «engelreines Herz» –, noch viel mehr aber über Pestalozzi und sein Institut. Wir erhalten genaue Angaben über die Kosten, die dem Vater eines Zöglings pro Quartal verrechnet wurden: Der Pensionspreis von 100 Franken musste als Vorschuss bezahlt werden, dazu kamen Rechnungen für Zahnarztbesuche, für Kleider, Exkursionen, Exerzier- und Fechtlektionen u.a.m. Pestalozzis lebenslange Geldnöte könnten den Verdacht aufkommen lassen, es hätte in seinen Unternehmungen eine saubere Buchführung gefehlt. Die vorliegenden Rechnungen belegen das Gegenteil. Ein Beispiel soll genügen: 1809 sind 165 Zöglinge nachgewiesen; über jeden Bleistift, jedes Federmesser, jedes Notenpapier und jede Tanzlektion wurde Buch geführt, und alle drei Monate wurde den Eltern, die zu einem nicht geringen Teil im Ausland wohnten, Rechnung gestellt.

Selbstverständlich begegnen wir auf Schritt und Tritt dem Humanisten, natürlich auch immer dem Institutsleiter Pestalozzi. Seine Führungsschwäche war eklatant. Nachdem das Institut rasch gewachsen war, wurden nun Spannungen zwischen den Mitarbeitern sichtbar. Pestalozzi war viel zu emotional, spontan, zu sprunghaft und zu sehr von den eigenen Visionen in den Bann gezogen, um ein derart grosses Unternehmen rational führen zu können und die unvermeidlichen Konflikte zu bewältigen. Leider kannte er kaum andere Lösungsstrategien als beschwörende moralische Appelle. In seiner Neujahrsrede 1808 nahm er alle Schuld für die internen Zerwürfnisse auf sich und rief seine Zuhörer zu erneutem Engagement im Sinne seiner Bildungsidee auf. Dann liess er einen Sarg vor sich hinstellen und prophezeite den Anwesenden, er oder seine Frau würden wohl demnächst, wohl schon im kommenden Jahr, in diesem Sarg liegen. Allerdings – und das belegt der Neujahrsbrief 1808 des Buben Johannes Marti an seinen Vater – blieben diese internen Querelen den Zöglingen in der Regel verborgen. Johannes erzählte haarklein, was Pestalozzi in seinen Reden darlegte, und das vermittelt uns einen hervorragenden Einblick in seine Didaktik. Alles in allem Briefe, die neue Einsichten vermitteln und betroffen machen.

Jürg Wegmüller

Burgerbibliothek Bern (Hrsg.): Schachzabel, Edelstein und der Gral. Spätmittelalterliche Handschriftensätze der Burgerbibliothek Bern. (Passepartout. Schriftenreihe der Burgerbibliothek Bern, 1. Band). Bern: Stämpfli 2009. ISBN-10: 3-7272-1225-X.

Der handliche Band von 80 Seiten eröffnet eine neue Publikationsreihe der Burgerbibliothek Bern. Gemäss dem Vorwort der Direktorin der Burgerbibliothek, Claudia Engler, ist der Name «Passepartout» Programm: Nach dem unterschiedlichen Wort-sinn will das heissen, dass ganz verschiedenartige Bestände der Burgerbibliothek ins Konzept der Reihe hineinpassen sollen, quasi also «durchgehen», dass auch wenig bekannte Handschriften, Archivalien oder Sammlungsteile durch die schön gestalteten Bände ihren geeigneten Rahmen erhalten werden (entsprechend dem technischen Begriff zur Rahmung von Bildern) und irgendwann die Reihe einen «Generalschlüssel» für die Bestände der Burgerbibliothek liefern könnte.

Der erste Band behandelt gleich ein Kernthema der Burgerbibliothek: eine Auswahl von mittelalterlichen Handschriften. Entstanden ist er dank einer Zusammenarbeit der Bibliothek mit der Universität Bern, mit dem Institut für Germanistik, Abteilung für Germanistische Mediävistik. Bereits zuvor war eine elektronische Faksimile-Edition der Berner Parzival-Handschrift durch ein Team um Michael Stolz in Arbeit gewesen, nun wurde im Rahmen eines Seminars die Zusammenarbeit ausgeweitet, wurden von Studierenden wissenschaftliche Forschungsarbeiten zu den in der Burgerbibliothek aufbewahrten Manuskripten angegangen, eine Ausstellung dazu in den dortigen Räumen konzipiert und ein Rahmenprogramm vorbereitet. Und schon beim ersten Durchblättern glaubt man das grosse Engagement der Mitarbeitenden (Robert Schöller, Gabriel Viehhauser, Marius Gehrig, Isabelle Marcon und Sonja Schneider) zu spüren, die über das wenig erforschte Material eine eigene Sicht erarbeiten und diese in knapper Form darstellen. Wissenschaftlichkeit verbindet sich mit angenehmer Lesbarkeit, wenige Hinweise auf weiterführende Literatur genügen.

Die acht deutschsprachigen Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert werden dem Leser nicht unvorbereitet vorgelegt. Michael Stolz führt in wenigen Seiten in die «verborgene Welt mittelalterlicher Handschriften» ein (S. 13–18) und liefert in gut verständlicher Form die Basisinformationen ebenso zum Verständnis formaler wie auch inhaltlicher Aspekte. Anschliessend geht Patrick Andrist auf die Geschichte der Handschriftenbestände der Burgerbibliothek Bern ein (S. 19–24). Auch wenn die Informationen zur Herkunft der Handschriften zuweilen eher verwirren (z.B. zum «Marienleben», S. 22f.), bleibt dem Leser doch in Erinnerung, wie selten sich trotz Donatorenbüchern, Inventaren und Besitzereinträgen eine genaue Herkunftsgeschichte nachweisen lässt.

Die Ehre, den Reigen der Handschriften zu eröffnen, kommt verdienstermassen der Parzival-Handschrift des Wolfram von Eschenbach zu (Cod.AA 91). Ihre Edition hatte den Anstoss zur vorliegenden Publikation gegeben, der Forschungsgeschichte des Parzival gilt auch der letzte Beitrag darin (Robert Schöller, S. 73–77). Der zur Zeit der Entstehung der Berner Handschrift – 1467 – bereits mehr als 300 Jahre alte Text war im Mittelalter überaus berühmt, ja er kann als erster «Klassiker» der deutschen Literatur angesehen werden. Er schildert «den Aufstieg des Ritters Parzival vom jugendlichen Toren zum Artusritter und schliesslich zum Herrscher über das mystisch-religiöse Gralsreich». Das umfangreiche Werk wurde gemäss Inschrift von einem aus Konstanz stammenden Schreiber, Johann Stemheim, im

Auftrag des Berner Twingherren Joerg Friburger gefertigt und ist reich illustriert. Die Wahl des Themas wie auch dessen Darstellung in Wort und Bild sind typisch für die Orientierung der Berner Oberschicht des 15. Jahrhunderts am höfisch-ritterlichen Ideal des Hochmittelalters.

Es folgt das im Titel zitierte Buch Konrad von Ammenhausens aus dem 14. Jahrhundert, in dem die menschliche Gesellschaft am Beispiel des Schachspiels erklärt werden soll. Das Berner «Schachzabelbuch» (Mss.h.h.X.48) ist zwischen 1377 und 1387 entstanden und umfasst zwanzig jeweils am Anfang eines Kapitels eingefügte, hübsche, kolorierte Federzeichnungen.

Auch das dritte vorgestellte Werk, das im mittleren 14. Jahrhundert von Ulrich Boner zusammengestellte Fabelbuch «Edelstein» (Mss.h.h.X.49), geschrieben um 1470, ist reich illustriert. Eine Entstehung in Bern ist wahrscheinlich, zeichnet doch als Schreiber Heimon Egli, der als Vogt von Erlach belegt ist.

Es folgt die Vorstellung eines 34 Seiten umfassenden, unvollständigen «Marienlebens», das Teil einer in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zusammengestellten Sammelhandschrift bildet (Mss.h.h.X.50). 25 Federzeichnungen mit interessanter Ikonographie illustrieren den Text.

Die in der zweiten Hälfte des Katalogs vorgestellten Handschriften sind nicht illustriert. Im nächsten Beitrag erfährt man, dass die Tradition des Minnesangs aus dem 14. Jahrhundert nicht nur durch die bekannten Liederhandschriften überliefert ist, sondern dass – eingebunden in eine Sammelhandschrift (Cod.260) – eine so genannte Berner Handschrift «p» existiert, die für die Forschung interessante Minnesangstrophen tradiert. Oder man lernt anhand eines doppelseitig beschriebenen Pergaments, dass ein Liebesbrief des 15. Jahrhunderts nicht persönlich zu deuten ist, sondern als literarische Gattung klaren Konventionen unterliegt und in seinen Anspielungen die hohe Bildung des Verfassers demonstriert (Cod.749.8).

Um die Liebe geht es auch im Roman von Pontus und Sidonia, der im Berner Beispiel des mittleren 15. Jahrhunderts ebenfalls Teil einer Sammelhandschrift bildet, die interessanterweise gedruckte und handschriftliche Teile verbindet (Mss. Müll.619).

Den Abschluss bildet ein lediglich zweiseitiges Fragment aus dem 15. Jahrhundert, das die einzige erhaltene deutsche Bearbeitung eines sehr berühmten französischen Stoffes aus dem 14. Jahrhundert darstellt: des Romans «Cléomadès ou le cheval de fust» des Dichters Adenet le Roi (um 1240–um 1300). Auch es ist in eine Sammelhandschrift eingebunden (Mss.h.h.VII.81).

Zweifellos ist der erste Band der neuen Reihe geglückt. Der Blick auf die eigenen Bestände der Burgerbibliothek lohnt sich ebenso für Fachleute wie für Laien. Die grafische Umsetzung des oben vorgestellten Konzeptes überzeugt, ist überaus ansprechend, modern und doch zeitlos. Der Kunsthistorikerin sei abschliessend eine Bemerkung erlaubt: Da die Illustrationen der Handschriften im Erscheinungsbild des vorliegenden «Passepartout» eine wichtige Rolle spielen, wäre eine fundierte Würdigung derselben, evtl. eine Zusammenarbeit mit dem Institut für Kunstgeschichte der Universität, wünschenswert gewesen. So bleibt zu hoffen, dass die Publikation wenigstens auf diesen «ungehobenen Schatz» aufmerksam macht und entsprechende Arbeiten nach sich zieht.

Charlotte Gutscher

Egli, Hans-Rudolf; Weiss, Hans (Hrsg.): Das Grosse Moos. Vom Sumpfgebiet zur modernen Agrarlandschaft. 34 S., ill. Bern: Geographisches Institut der Universität Bern 2006.

Die vorliegende Broschüre, am Geographischen Institut der Universität Bern herausgegeben, versteht sich als «Text- und Bildfolge» zur Geschichte des Grossen Moores. Die Wandlung des Seelandes von einer unberechenbaren Naturlandschaft zu einer intensiv genutzten Kulturlandschaft war im letzten Jahrzehnt Gegenstand von diversen Untersuchungen. Einen Höhepunkt erreichte die Beschäftigung mit der Region während der Landesausstellung Expo02. Aber auch die Jubiläumsveranstaltungen im Jahre 2004 zum 200. Geburtstag von Dr. Johann Rudolf Schneider, dem Hauptinitianten der Juragewässerkorrektion, verstärkten den Blick von Medien und Forschung auf das Grosse Moos.

Das zum Teil sehr knapp gehaltene Brevier bietet einen spannenden Überblick über wichtige Themen rund um das «Grüne Herz der Schweiz» (S. 4). So liefert Leonidas Bieri einen Querschnitt über 8000 Jahre Siedlungsgeschichte, die stark von den schwankenden Wasserständen geprägt ist. Anna Büchli zeichnet mit ihren Beiträgen zur Juragewässerkorrektion und Melioration die Wandlung der unwirtlichen Sumpflandschaft «zum grössten Gemüsegarten der Schweiz» (S. 16) nach. Einen spannenden Bezug zur Debatte der Zersiedelung der Schweiz liefern die Beiträge über die drei geplanten und gescheiterten Grossprojekte: Denise Frehner berichtet über die Pläne zum Bau einer «Cité Mondiale», die bereits im 17. Jahrhundert herumgeisterten und um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert erneut einen Aufschwung erlebten (S. 22). Mit der wachsenden Mobilität und der Zunahme der Interkontinentalflüge bot sich in den 1970er-Jahren die grosse Brachfläche im Seeland für den Bau eines nationalen Flughafens geradezu an. Selbst im 21. Jahrhundert inspirierte die Landreserve im Seeland zu grossspurigen Projekten: Der Fall «Galmiz», bei dem die Freiburger Regierung in einem rechtsstaatlich zweifelhaften Hau-ruckverfahren 55 Hektaren Landwirtschaftsland in eine Industriezone umwandelte, reiht sich in diese Serie von gescheiterten «Jahrhundertprojekten» im Seeland ein. In Galmiz versuchte der Kanton Freiburg im Standortwettbewerb eine amerikanische Pharmafirma anzulocken. Dieses Projekt, das eine Industrieanlage mit 1200 Arbeitsplätzen vorsah, stiess auf grossen Widerstand weit über die Kantons-grenzen hinaus. Hans Weiss erhofft in seinem Beitrag, dass sich aus dem «plane-rischen Unglücksfall ein Glücksfall» (S. 30) entwickeln wird. Für Weiss ist Galmiz ein Lehrstück für die wachsende Sensibilisierung der Öffentlichkeit für das knappe Gut «Landschaft und Boden».

Das Seeland als Erholungsraum mit touristischem Potenzial und wertvollem Lebensraum für Flora und Fauna beschreiben die beiden Beiträge zur «Kulturspur» (S. 18) und zum Biotopverbund Grosses Moos (S. 20).

Leider bleiben bei den historischen Beiträgen die neueren Forschungsergebnisse über die Juragewässerkorrektion unerwähnt. So fehlen etwa Hinweise auf die Rolle des jungen Bundesstaates, ohne dessen Einwirken das Grossprojekt nie umgesetzt worden wäre. Das Grosse Moos hatte sogar Einfluss auf die Bundesverfassung von 1848 (Art. 21) und lieferte dem neuen Staat ein Präjudiz zur Ausdehnung seiner Kompetenzen. Schade auch, dass der oben genannte Förderer der Seelandentsumpfung, Johann Rudolf Schneider, keine Erwähnung findet. Dass Matthias Nasts Studie über die Geschichte der Juragewässerkorrektion in der Bibliographie nicht aufgeführt wird, mag wohl am gleichzeitigen Erscheinungsjahr liegen. Die Bildauswahl

hingegen ist gelungen und illustriert die behandelten Themen gut. Klar, das vorliegende Brevier bietet nur eine Auswahl an Themen und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Trotzdem erstaunt es, dass die Expo02 bei einer kulturgeographischen Themenauswahl keinen Platz findet. Auch wenn die Landesausstellung nur am Rand des Grossen Mooses stattgefunden hat, hat sie doch das Seeland einen Sommer lang zum Nabel der Schweiz verwandelt. Da wäre es doch spannend zu erfahren, welche wirtschaftlichen, touristischen, kulturellen, aber auch landschaftlichen Spuren dieses temporäre Grossprojekt hinterlassen hat.

Reto Müller

Hartmann, Lukas: Bis ans Ende der Meere. Die Reise des Malers John Webber mit Captain Cook. Roman. Zürich: Diogenes 2009. 496 Seiten. ISBN 978-3-257-06686-9.

Als John Webber 1757–1770 in Bern weilte, hätte er durchaus anderen Romanfiguren von Lukas Hartmann begegnen können, so der Mohrin Marguerite und ihrem Sohn Louis, die im Haushalt des Hauptmanns Franz Xaver von Wyssenbach lebten, oder Niklaus Friedrich von Steiger, dem nachmaligen letzten Schultheissen von Bern, der 1764 in den Grossen Rat gelangt war und sich damals als Vermittler in den Neuenburger Unruhen hervortat. Aber davon erfahren wir im anzuzeigenden Roman nichts, Bern ist darin nur eine Randnotiz. Nicht die Berner Herkunft des Protagonisten, nicht sein Leben als Berner Secondo in London sind Thema. Und auch Webbers dreizehn Lehrjahre bei Kleinmeister Johann Ludwig Aberli in der Heimatstadt seines Vaters, des Bildhauers Abraham Wäber, werden in Kapitel zwei wohl in erster Linie resümiert, um dem Protagonisten ein entwicklungspsychologisches Profil zu verpassen (und vielleicht daneben noch, um das einheimische Lesepublikum zu gewinnen?). Im weiteren Verlauf der Geschichte blinken die Berner Jahre Webbers höchstens hin und wieder als flüchtige Kindheits- und Jugenderinnerungen auf. Bis auf eine Episode im Epilog, die Webbers Abstecher nach Bern anlässlich seiner letzten grossen Europareise sowie die Schenkung seiner ethnographischen Sammlung an die Berner erwähnt, fehlt dem Roman somit der Bernbezug, den man bisher von Hartmanns im 18. Jahrhundert situierten historischen Romanen gewohnt war.

Webbers Leben ist von einer anderen – der grossen weiten – Welt geprägt. In zeitlich und räumlich scheinbar willkürlich durcheinandergeschüttelten (recht eigentlich aber gut durchkomponierten) dreissig Kapiteln führt uns Hartmann durch die Erlebnisse und Abenteuer des jungen Künstlers, der als Zeichner zur Equipe des berühmten James Cook auf dessen dritten und letzten grossen Forschungsreise, die insbesondere der Suche nach der – heute dank Klimaerwärmung wieder im Gespräch stehenden – Nordwestpassage galt.

Hartmann schreibt in einer «Nachbemerkung»: «Er [der Roman] geht mit den Figuren so frei um, wie es die teils lückenhaften, teils widersprüchlichen Quellen erlauben. Die Reiseroute hingegen, die sich aus den Logbüchern rekonstruieren lässt, ist präzise wiedergegeben. Die Ereignisse schildere ich aus der von mir imaginierten Perspektive John Webbers. Sein Konflikt mit der Admiralität ist nur in brieflichen Andeutungen dokumentiert, er lässt sich aber aus Webbers Bildern – und aus dem, was er weggelassen hat – glaubwürdig ableiten» (S. 473).

Es ist dies ein solides Muster historischer Romane, die gesicherten historischen Erkenntnisse als Gerüst zu verwenden und die Lücken dazwischen mit Fiktion zu

füllen. Hartmann beherrscht diese Technik perfekt. Die Materialien zum Gerüst legt er auf seiner Internetseite in Form einer Bibliographie dar. Die Fiktion, das, was den Roman als Roman auszeichnet, lässt er als Webbers eigene Worte, Gedanken, Überlegungen, als Zitate aus fiktiven Briefen und Tagebüchern sowie als Mutmassungen des Erzählers lebendig werden. So gelingen Hartmann dichte Bilder von Webber. Plausibel und für den Leser empathisch nachvollziehbar schildert der Autor Webbers Empfindungen gegenüber der Südseeprinzessin Poetua, an deren Porträt der Künstler sich immer und immer wieder abmüht und das schliesslich viel vom exotisch-erotischen Reiz verrät, dem er (gemäss Hartmann) für den Rest seines Lebens verfallen ist. Lebensnah, subtil und rührend werden auch die Beziehungen Webbers zu gewissen Weggefährten entwickelt, zum Beispiel diejenige zum Schiffsarzt William Anderson, mit dem er die wohl persönlichsten und intimsten, aber auch die philosophischsten und politischsten Gespräche an Bord führt. Am eindrücklichsten gelingt dem Autor das Porträtieren seines Protagonisten, wenn er sich mit dem Künstler Webber auseinandersetzt. Indem er die künstlerische Entwicklung des Expeditionszeichners als dessen Auseinandersetzung mit der real existierenden natürlichen und sozialen Welt darstellt, setzt er die Entwicklung der Persönlichkeit Webbers mit feinen Strichen, sorgfältiger Schattenlegung und luzider «Bildgestaltung» effektiv und ergreifend in Szene.

Grundthema des Romans ist das Ringen des Künstlers um Wahrheit und Wahrhaftigkeit der Kunst und des Künstlers. Damit steht er in permanentem Gegensatz zu dem von Cook und der Admiralität geforderten propagandistischen Primat der Illustration und teilt das heute wohl akzentuiertere denn je sich stellende Dilemma von Kunst, Literatur, Wissenschaft und Presse in ihrer Beziehung zu Herrschaft, Macht und Wirtschaft. Webbers stetiges Bestreben, seine Technik zu perfektionieren, den künstlerischen Ausdruck zu verfeinern, die Ästhetik weiterzuentwickeln, um letztlich durch Kunst der Wahrheit oder doch zumindest der Wahrhaftigkeit Gehör zu verschaffen, scheitert letztlich an der berühmten, unter dem Diktat der Offiziere und Politiker entstandenen Darstellung von Cooks Tod. Und scheitert ein zweites Mal unter dem Druck des Kommerzes. Webbers Zeichnungen und Bilder lösen in England einen wahren Südsee-Hype aus, der sich ausschliesslich am Exotischen ergötzt und nicht vom ehrlichen Interesse am Fremden gespiesen wird.

Wie Webber durch die Kunst und Ästhetik sucht Hartmann durch Literatur und Geschichte eine re-komponierte Wirklichkeit durch Wahrhaftigkeit zum Leben zu erwecken.

Stefan Hächler

Hôtel de Musique und Grande Société in Bern 1759–2009. Murten: Licorne-Verlag 2009. 319 S., ill. ISBN 978-3-85654-181-1.

In Bern – so scheint es – reihen sich gegenwärtig die runden Zahlen. Kaum war das Hallerjahr verflogen, standen auch schon die Feierlichkeiten zu den runden Geburtstagen der Oekonomischen und Gemeinnützigen Gesellschaft, der Universität und der Ärztesgesellschaft des Kantons an. Mögen auch nicht alle den Sinn für die Magie der Fünfundzwanzigjahresschritte gleichermassen teilen, so weisen Jubiläen aus geschichtsinteressierter Perspektive doch den unbestreitbaren Vorteil auf, dass sie periodisch Anlass zu neuen Blicken auf die Vergangenheit der jeweiligen Institution sowie des sie umgebenden gesellschaftlich-politischen Kontexts geben. So auch im

Falle des Cercle de la Grande Société de Berne, der seinen Mitgliedern und der interessierten Öffentlichkeit anlässlich des 250-jährigen Bestehens einen zweisprachigen, reich illustrierten Band zur Geschichte der Grossen Sozietät sowie der Aktiengesellschaft Hôtel de Musique zur Verfügung stellt. Insgesamt 27 Autorinnen und Autoren aus unterschiedlichen Fachrichtungen beleuchten in neun längeren Essays, neun ergänzenden Kurztexten sowie 17 Kurzbiographien zu ausgewählten Persönlichkeiten, die in einem Zusammenhang mit der Grande Société standen, unterschiedliche historische Facetten zur Sozietät, ihren Räumlichkeiten und ihrer Einbettung in die Stadtgesellschaft. Die Beiträge sind zu sechs chronologisch-thematischen Kapiteln zusammengefasst und werden jeweils von in Deutsch und Französisch gehaltenen Zusammenfassungen abgerundet.

Die ersten beiden Kapitel sind der Stadt und Republik Bern sowie der Geselligkeitskultur in Bern gewidmet. Béla Kapossy fasst in seinem Beitrag die in den letzten Jahren durch neue Forschungen zusehends gereifte Erkenntnis, dass das ab dem 19. Jahrhundert gezeichnete Bild einer versteinerten, zutiefst wirtschaftsfeindlichen Oligarchie einer umfassenden Revision bedarf, souverän zusammen. Mit Blick auf führende Protagonisten des Berner Reformdiskurses sowie auf zeitgenössische Aussenwahrnehmungen der Republik weist er auf die enge Einbettung Berns in die europäische Aufklärung hin, ohne dabei nicht auch auf die Grenzen des im Ancien Régime Sag- und Machbaren zu verweisen. Die darauf folgenden drei Beiträge verorten die Anfänge der 1759 als Spiel- und Lesegesellschaft nach holländischem Muster ins Leben gerufenen Grande Société im Kontext neuer Geselligkeitsformen des 18. Jahrhunderts. Die aus unterschiedlichen Perspektiven gezeichneten Bilder erscheinen dabei zumindest auf den ersten Blick teilweise widersprüchlich: So lesen wir im Beitrag von Norberto Gramaccini, dass das Interieur der Grande Société nach dem Vorbild der Pariser Salons gestaltet und damit von einem «Prinzip der Egalität» (S. 62) bestimmt sei, gemäss welchem im 18. Jahrhundert in einem neuen Raum des Privaten abseits höfischer Repräsentation ständische und geschlechtliche Unterschiede zusehends in den Hintergrund traten. Manuel Kehrli weist jedoch darauf hin, dass die Grosse Sozietät «in ihren ersten Jahren eine Gesellschaft der Regierenden» (S. 41) war und sich auch in den darauf folgenden Jahrzehnten durchwegs aus männlichen Angehörigen regierender Familien zusammensetzte. Zumindest teilweise löst sich der Widerspruch indes auf mit Blick auf eine spezifische politische Kultur im Spannungsfeld von republikanischer Gleichheit und ständischer Distinktion: Die starke Verflechtung der Grande Société mit der Obrigkeit der alten Republik, die sich etwa auch an der Nutzung von deren Räumlichkeiten für Konzerte und Bälle zugunsten bedeutender Staatsgäste aufzeigen lässt, erinnert in vielerlei Hinsicht gerade an die Funktionsweise frühneuzeitlicher Höfe, an welchen Souveräne, ihre Minister, auswärtige Diplomaten und Personen von Stand mit oder ohne Amt interagierten und politisches Handeln, gesellschaftliche Repräsentation, Galanterie und Konversation fließend ineinander übergingen – nur eben republikanisch gewendet nach den aristokratischen Grundsätzen des Berner Patriziats: «Freiheit gegen aussen, Abschottung gegen unten, Gleichheit untereinander».¹

Das anschliessende Kapitel widmet sich der Entstehungs- und Nutzungsgeschichte des Hôtel de Musique, das auf Initiative von Mitgliedern der Grande Société gebaut wurde und der Gesellschaft bis heute als Versammlungsort dient. Finanziert wurde das damals umstrittene Bauvorhaben durch die neuartige Form einer 1767 ins Leben gerufenen Aktiengesellschaft. Nebst der Unterbringung der Gesellschaft bot das Hôtel de Musique auch Raum für Konzerte und Tanzveranstaltungen, auf-

grund obrigkeitlicher Bedenken und entgegen der Intention der Erbauer aber zunächst nicht für Theatervorstellungen. Erst ab 1798 wurde es bis zur Einweihung des Stadttheaters 1903 zur wichtigsten Theaterspielstätte in Bern. In zwei weiteren Beiträgen erfährt man mehr über den Umbau des Hôtel de Musique um 1904 sowie die Entwicklung des Mobiliars und der Raumausstattung der Grande Sociéte im späten 18. und im 19. Jahrhundert.

Das letzte Drittel des Bandes ist schliesslich der wechselvollen Geschichte der Grande Sociéte im 19. und 20. Jahrhundert gewidmet. Nach dem Untergang der alten Republik beschloss die Gesellschaft am 22. März 1798, sich angesichts des von den neuen Behörden ausgeübten Drucks aufzulösen, wurde allerdings schon zwei Jahre darauf wieder eröffnet und zu einem wichtigen Treffpunkt für Angehörige der alten Elite, Diplomaten und auswärtige Besucher. Nebst dem informellen Austausch war es nicht zuletzt das breite Angebot an in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften, das die Grande Sociéte in den politisch bewegten Zeiten zur zentralen Informationsbörse werden liess. Durch die ungebrochen sozial selektive Aufnahmepraxis blieb die Gesellschaft über die Restaurations- und Regenerationszeit hinweg politisch und sozial eng mit dem alten Patriziat verflochten und öffnete sich auch im 20. Jahrhundert nur sehr zögerlich gegenüber Angehörigen von neuen Elitesegmenten in Stadt und Kanton. Vermehrt bekundete die Gesellschaft nun Mühe, neue Mitglieder zu gewinnen, und rief deshalb eine Reihe neuer Veranstaltungen ins Leben, um sie für Junge attraktiver zu machen. Nicht unerwähnt bleiben dabei im Beitrag von Carl Alexander Krethlow die demokratiekritischen Vorträge von Gonzague de Reynold und Rudolf von Tavel vor der Groupe des Jeunes im Jahre 1931 oder die Nähe einer Gruppe von Mitgliedern des Cercle zum Frontismus. Solche Affinitäten zur autoritären Rechten blieben aber auf eine Minderheit begrenzt; während des Krieges achtete das Komitee zudem im Einklang mit der offiziellen Haltung der Schweizer Behörden auf die Einhaltung strikter Neutralität bei der Frage der Aufnahme von diplomatischen Vertretern der beteiligten Kriegsmächte. In der Nachkriegszeit kam es sodann zu einer partiellen Öffnung der Gesellschaft, die sich am Ende des Jahrhunderts in einer wachsenden Mitgliederzahl niederschlagen sollte.

Wie bei Sammelbänden üblich, war auch beim vorliegenden Werk nicht immer zu vermeiden, dass sich die Beiträge der verschiedenen Autoren in manchen Punkten überschneiden und in anderen teilweise auch widersprechen. Bei manchen Essays und insbesondere bei den 17 Kurzbiographien ist zudem ein Bezug zur Grande Sociéte nur sehr lose erkennbar. Dies dürfte in den meisten Fällen an der schwierigen Quellenlage liegen, scheinen sich abgesehen von Mitglieder- und Ausgabenlisten doch insbesondere für das 18. und 19. Jahrhundert kaum Dokumente erhalten zu haben, die genaueren Aufschluss über das Tätigkeitsprogramm der Gesellschaft, geschweige denn zu den Aktionen in ihren Räumlichkeiten bieten würden. Der Grund dafür ist offenkundig: Im Gegensatz etwa zu gelehrten Reformsoziäten war – und ist – die Grande Sociéte primär ein Ort der Geselligkeit und des informellen Austauschs und bedurfte damit gewissermassen per definitionem kaum schriftlicher Dokumentation zwecks Aussenkommunikation. So kann die zweifellos auch politisch zentrale Funktion dieser Gesellschaft für die Bildung von Netzwerken zwischen Angehörigen der Berner Elite, auswärtigen Diplomaten, ausgewählten Gästen und Schwestergesellschaften im In- und Ausland oft nur erahnt oder indirekt erschlossen werden. Auch wenn man die wenigen erhaltenen Daten zuweilen allenfalls noch eingehender hätte auswerten können – etwa mittels einer statistischen

Analyse der Mitgliederstruktur im Wandel der Zeit –, so bleibt der sorgfältig konzipierte, leserfreundliche und einwandfrei gestaltete Band doch insgesamt kaum etwas schuldig. Er bietet nicht nur einen guten Überblick zur Geschichte der Grande Société und des Hôtel de Musique, sondern eröffnet darüber hinaus viele neue, zuweilen sicher auch zu weiteren Forschungen anregende Perspektiven auf die Sozial- und Kulturgeschichte Berns vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Nadir Weber

¹ So die prägnante Formulierung von Maissen, Thomas: Die Geburt der Republic. Staatsverständnis und Repräsentation in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft. Göttingen 2006, 472.

Kundert, Martin: Die Aare – vom Gletscher bis zum Rhein. Eine fotografische Zeitreise von Martin Kundert und Eduard Müller. Baden: hier + jetzt, 2009. 192 Seiten, ill. ISBN 978-03919-113-0.

Der Aarauer Schirmfabrikant Eduard Müller (1854–1915) war ein begeisterter Amateurfotograf. Er fotografierte unter anderem Strassenszenen und lokale Ereignisse in seiner Heimatstadt sowie Burgen und Ruinen des Kantons Aargau. Besonders interessant ist seine fotografische Dokumentation der Aare, die zwischen 1890 und 1900 entstand. Sie umfasst rund 185 gut erhaltene Glasplatten-Diapositive, die den Lauf der Aare von den Gletscherquellen bis zu der Mündung in den Rhein zeigen – ein einzigartiges Zeitdokument. Etwas über hundert Jahre später wiederholte Martin Kundert (geboren 1942), der Urenkel Müllers, dessen fotografische Reise. Von möglichst gleichen oder ähnlichen Standorten aus dokumentierte er den heutigen Aarelauf. Damit entstand ein faszinierender Vergleich, der über hundert Jahre Landschafts- und Siedlungsentwicklung im Aareraum zeigt.

Das vorliegende Buch beinhaltet eine kurze Biografie des Fotografen, eine Einführung zu seinem fotografischen Nachlass und zur Entstehungsgeschichte der beiden Fotodokumentationen. Im Vordergrund der Publikation stehen jedoch die historischen Bilder und ihre Gegenüberstellung mit den heutigen. Dieser Teil nimmt weitaus die meisten Seiten in Anspruch. Er beginnt mit der jungen Aare, folgt in Abschnitten gegliedert der Aare abwärts und endet beim Zusammenfluss von Aare und Rhein. Jeder Abschnitt wird mit einem Kurztext eingeführt. Die sich entsprechenden historischen und heutigen Bilder sind sich auf derselben Seite – manchmal auch auf der Doppelseite – direkt gegenübergestellt und somit problemlos vergleichbar. Kurze Kommentare in schwarzer Schrift zu den historischen, in blauer zu den neuen Aufnahmen bieten zusätzlich interessante Informationen, sei es zu der Entstehung der Fotografien oder zu den abgebildeten Naturlandschaften und Kulturräumen. Abgerundet wird die Publikation mit einem kurzen Kapitel zur fotografischen Technik im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Die Publikation ist hochinteressant, denn das ausgehende 19. Jahrhundert war eine Zeit des Umbruchs, der auch tief greifende Veränderungen in der Landschaft zur Folge hatte. Auf den Fotografien Müllers ist zum Teil noch der natürliche Flusslauf sichtbar, andererseits hatten vielerorts schon die Umgestaltung der Aarelandschaft und die Bändigung des Flusses eingesetzt. Im Vergleich mit den heutigen Aufnahmen fällt auf, dass die meisten Stromschnellen, Kiesbänke und Inselchen der

Kanalisierung zum Opfer gefallen sind. Auf vielen neuen Bildern sind hingegen mehr und höhere Bäume zu sehen. Diese verdecken zum Teil Aussichten, die sich Müller vor gut hundert Jahren noch boten. Das Jakobshübeli in Thun beispielsweise, ein früher sehr beliebter Aussichtspunkt, ist heute völlig in den Wald eingewachsen, so dass der Blick auf die Aare und auf die älteren Stadtteile von den Bäumen grösstenteils verdeckt ist. In den Siedlungsräumen sind jedoch auch bauliche Veränderungen augenfällig. Neue Strassen zerschneiden die Landschaft, in den Gassen der Städte haben die Fussgänger dem Autoverkehr Platz gemacht. Manche alten Gebäude oder Brücken sind durch moderne ersetzt, Siedlungen haben ihre Grenzen ausgedehnt und sind zum Teil zu Agglomerationen verschmolzen.

Um die Publikation zu geniessen, braucht der Leser oder die Leserin Musse. Die Zahl und die inhaltliche Fülle der Fotografien haben zur Folge, dass das Werk nicht schnell konsumiert werden kann, sondern seinen Platz eher über längere Zeit auf dem Sofa oder auf dem Nachttisch findet. Es ist ein Vergnügen, das Buch immer wieder in die Hand zu nehmen, eine Seite aufzuschlagen, die Bilder intensiv zu vergleichen und die Kommentare zu lesen – ein Genuss, der viel Erkenntnis über die landschaftlichen Veränderungen der letzten hundert Jahre eröffnet.

Anna Bähler

Kunstmuseum Thun (Hrsg.): Marquard Woher. Das Panorama von Thun. Basel: Christoph Merian Verlag, 2009. 119 S. ill. ISBN 978-3-85616-463-8.

Das «Panorama von Thun und dessen Umgegend», das der Basler Kleinkünstler Marquard Woher (1760–1830) von 1808 bis 1814 malte und das sich seit 1961 in einem Rundgebäude im Thuner Schadaupark befindet, ist ein Werk von weltweiter Bedeutung. Mit einer Grösse von 7,5 mal 38,3 Meter ist es das älteste heute noch erhaltene grosse Rundpanorama aus der Zeit vor 1900. Die spezielle Kunstform der Panoramabilder, die mehrere hundert Quadratmeter gross waren und die Betrachtenden in einem 360-Grad-Bogen umgaben, erlebte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Höhepunkt. Die monumentalen Bilder bedurften eines eigens für sie erstellten Gebäudes und erzeugten beim Publikum die Illusion, an einen fremden Ort versetzt zu sein. Um dies zu erreichen, waren die Panoramen realistisch und detailreich gemalt, die Perspektive musste rundum exakt eingehalten werden.

Auch Marquard Woher bemühte sich um ein möglichst realistisches Abbild von Stadt und Landschaft. Der von ihm gewählte Standort – ein Dachgiebel der Altstadt – ermöglichte es ihm, sowohl den Schlossberg als auch den zu seiner Zeit berühmten Blick auf den See und gegen die Berge darzustellen. Der etwas exzentrische Aussichtspunkt hatte allerdings zur Folge, dass Hausdächer und Ziegel einen überraschend hohen Anteil an der gesamten Bildfläche ausmachen. Faszinierend sind die Einblicke in das Leben der Kleinstadt, die das Panorama bietet. Menschen flanieren auf der einzigen Gasse, in die der Betrachter Einblick hat, sie sitzen und stehen an den Fenstern der Häuser oder gehen ihrer Arbeit nach. Die Strassen sind sauber geputzt, und nichts ist zu spüren von der politisch unruhigen Zeit der Helvetik, die Thun gerade hinter sich hat.

Es ist erstaunlich, dass bisher keine grössere Publikation zum Woher-Panorama existierte. Diese Lücke schloss nun das Kunstmuseum Thun anlässlich des ungefähren zweihundertsten Geburtstags des Werkes. Das vorliegende Buch ist zweisprachig, der deutsche Text befindet sich auf den linken, die englische Übersetzung auf den

rechten Buchseiten. Einerseits zeigt es in sorgfältig ausgewählten und gestalteten Abbildungen sowohl das Panorama als Ganzes wie auch zahlreiche Details. Andererseits enthält die Publikation informative und gut lesbare Texte von Dominik Imhof, Ueli Habegger, Stephan Oettermann und David Robinson zur Biografie und künstlerischen Entwicklung Marquard Wochers, zur Entstehung des Wocher-Panoramas sowie allgemein zur Kunstform der Panoramen und deren Geschichte. Besonders erwähnenswert ist der Beitrag von Jon Keller, der anhand von Bildauschnitten und Fotos, die den gleichen Blick zeigen, in kurzen Texten die Stadtentwicklung der letzten zweihundert Jahre nachzeichnet. Was die rundum gelungene Publikation allerdings nicht ersetzen kann und wohl auch nicht will, ist der Besuch des Wocher-Panoramas selbst. Die Zeitreise in eine Kleinstadt am Beginn des 19. Jahrhunderts sowie das Gefühl des leichten Schwindels, der die Betrachterin und den Betrachter im Rundgebäude erfasst, können nur am Objekt selber erlebt werden und sind allemal eine Reise nach Thun wert.

Anna Bähler

Schneider, Thomas Franz und Blatter, Erich (Hrsg.): Ortsnamenbuch des Kantons Bern [Alter Kantonsteil]. Dokumentation und Deutung. Dritter Teil: L–M. 458 S. Basel und Tübingen: Francke 2008. ISBN 13 978-3-7720-8245-0.

Wer das vom unvergessenen Mundartforscher Paul Zinsli begonnene Werk kennt, freut sich, dass nach gut zwanzig Jahren wieder ein Teil davon erscheinen konnte. Was hier auf 203 Seiten zwischen den Stichworten Lahalte und Mützleberg an Benennungen für Ort und Flur, Grund und Grat hervorgeholt wurde, lässt einmal mehr den sprachlichen Reichtum unseres Landes mit seinen vielen Wurzeln erkennen. Einerseits zeigen die Belegstellen aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit die Entwicklung des geschriebenen und des gesprochenen Ortsnamens. Andererseits findet man im etymologischen Teil der einzelnen Artikel Hinweise auf alteuropäische, galloromanische, alemannische, aber auch auf anderweitige Herkunft der Wörter. Der ungeübte Benutzer und die unerfahrene Benutzerin mögen zwar durch die Lautschrift vielleicht verunsichert sein. Bedenken sie aber, dass unsere Berner Mundarten 44 Vokal-Lautungen aufweisen, so machen sie sich mutig ans Studium. Die Zahl der mehr als 7800 bernischen Orts-, Personen- und Familiennamen, die im Verzeichnis am Schluss des Bandes enthalten sind, zeigt die ungeheure Arbeit, die für die Publikation geleistet wurde.

Für die Leser und Leserinnen aber, die weder Zeit noch Mut aufbringen, sich in die Tiefen der Aussprachen und Etymologien zu wagen, finden sich im vorliegenden Band auch andere Angaben, die nicht nur der reinen Linguistik dienen. Da ist ein grosses Literaturverzeichnis, das weit über das Thema Ortsnamenforschung hinausweist. Eine erklärende Liste der Fachausdrücke hilft philologischen Laien, und das Sachglossar rundet den umfangreichen Einleitungsteil ab. In diesem Stichwortkatalog finden sich viele Erklärungen heute nicht mehr gebräuchlicher Ausdrücke wie etwa «Fang», «Schuppose» oder «Wang». Interessierte Laien könnten sich sogar eine Erweiterung dieses Teiles wünschen, wenn sie beispielsweise die Begriffe «Kilchhöri» oder «Zelg» vergeblich gesucht haben.

Dass der Kämmerer statt des Säckelmeisters dem Rat die Stadtrechnung vorlegen musste, nimmt man schmunzelnd zur Kenntnis. Gleichzeitig freut man sich darüber, dass das vorliegende Werk nicht nur für Bern von Bedeutung ist, sondern darüber

hinaus auch für Forscher ausserhalb der Schweiz seinen Stellenwert hat. Jedenfalls haben wir guten Grund, den Herausgebern, dem Redaktorenteam und auch jenen, die das Erscheinen des Bandes finanziell wie verlegerisch ermöglicht haben, dankbar zu sein.

Berchtold Weber

Uf d Liebi chunnt's alleini a. Mit Rudolf von Tavel in das 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der Stiftung Rudolf von Tavel. Foto(s) von Bernhardt, Jürg. Muri b. Bern: Cosmos-Verlag, 2007. 204. S. 40 Fotos, mit Audio-CD. ISBN 978-3-305-00126-2.

«Uf d Liebi chunnt's alleini a», lässt Rudolf von Tavel den in Liebesangelegenheiten glücklosen Tapezierermeister Bölschterli, der soeben das Himmelbett der Frau Alt-Schultheissin Daxelhofer repariert hat, am Ende seiner Erzählung «E Häxechuchi» seufzen, während bei den Herrschaften im Hause Daxelhofer gerade zwei Paare aus Liebe zusammengefunden haben.

Therese, die Tochter der verwitweten Alt-Schultheissin Daxelhofer, soll den Major Graviseth heiraten, der im Gegenzug von Thereses Onkel für den Grossen Rat nominiert wird. Eigentlich liebt Therese aber den Arzt Doktor König, doch eine solche Verbindung ist für die Schultheissentochter nicht standesgemäss. Gleich einem Operettenschluss löst sich von Tavels Geschichte in Minne auf. Die selbst noch junge Mutter Daxelhofer «hät us Reschpäck vor der Liebi nahgä» und will dem jungen Glück zwischen ihrer Tochter Therese und dem Doktor König nicht im Wege stehen. Als Ausweg aus der heiklen Situation heiratet sie dafür den aufstrebenden, frisch gewählten Ratsherrn Major Graviseth gleich selbst und hofft, an seiner Seite noch einmal Frau Schultheissin zu werden.

So weit das kurze Resumée einer der vier Geschichten Rudolf von Tavels, die in diesem Lesebuch vorgestellt werden. Alle vier ausgewählten Werke, die ganz oder auszugsweise abgedruckt sind, spielen im Bern des 18. Jahrhunderts und lassen die patrizische Gesellschaft wieder aufleben. In der «Häxechuchi» gewinnt der Leser einen Einblick in die Händel und Absprachen, wie sie vor den nur rund alle zehn Jahre stattfindenden Bürgerbesetzungen in den Salons der Berner Patrizier üblich waren. Die ausgewählte Passage aus «Ds verlorne Lied» handelt von einer Hochzeitsfeier der patrizischen Gesellschaft. Auch die Auszüge aus «Jä gäll, so geit's!» malen ein Bild von der patrizischen Gesellschaft in «Berns goldener Zeit», handeln aber auch von den unterschiedlichen politischen Parteiungen innerhalb der Burgerschaft, den Rousseau-freundlich Gesinnten und den Rousseau-Gegnern. Die Schlacht am Grauholz schildert von Tavel in der vierten Geschichte «D'Haselmuus».

Rudolf von Tavel zählt zweifellos zu den Pionieren der berndeutschen Literatur. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in einer Zeit, in der sich in Bern innerhalb weniger Jahre vieles verändert hatte, wählte er für seine Romane und Erzählungen Stoffe aus der bernischen Geschichte und setzte damit und mit der Wahl der Mundart – genau genommen dem Berndeutsch der Berner Patrizier – für seine Zeitgenossen auf etwas Vertrautes. Von Tavels bildhafte Sprache und seine Geschichten lösen noch heute beim Lesen das eine oder andere Schmunzeln aus, auch wenn Leserinnen und Leser von heute die beschriebene aristokratische Gesellschaft und dabei auch insbesondere von Tavels Schilderung der weiblichen Protagonistinnen als rückwärts-gewandt empfinden mögen.

Die vier Werkpassagen geben Einblick in von Tavels Sicht auf das 18. Jahrhundert und auf verschiedene zentrale Themen dieser Zeit. Farbige Bilder von Campagnen, Interieurs, Porträts, Objekten und von zeitgenössischen Grafiken illustrieren die ausgewählten Textpassagen. Leider bleibt die Bebilderung blass und manchmal nicht sehr aussagekräftig (z.B. S. 16, S. 59). Generell ist in diesem Bereich das Potenzial der Idee, von Tavels Texten durch eine geschickte Bebilderung neu zu begegnen, nicht ausgeschöpft worden. Damit auch eine nicht berndeutschkundige Leserschaft sich in von Tavels Texten zurechtfindet, enthält das Buch ein Glossar. Für spezifische Begriffe aus dem Berner Staatswesen tut es weitgehend gute Dienste. Einige berndeutsche Ausdrücke fehlen jedoch. Dafür sind Wörter, die sich aus anderen Schweizer Dialekten selbst erschliessen, ins Glossar aufgenommen. (Beispiel: «Chuder» fehlt, «Chümichueche» hingegen ist erläutert.) Eine gelungene Zugabe ist die beiliegende CD, die einem von Tavels Sprache auch akustisch näherbringt. Für eine Leserschaft, die nicht mit Rudolf von Tavel und seinem Werk vertraut ist, wäre jedoch eine kurze Einbettung der vorgestellten Ausschnitte aus «Jä gäll, so geit's!», «Ds verlorne Lied» und «D'Haselmuus» in den Kontext der jeweiligen Geschichte vorteilhaft gewesen.

Das vorliegende Buch will, wie die Herausgeber im Klappentext anmerken, das Werk Rudolf von Tavels insbesondere auch einer jüngeren Generation näherbringen. Es ist jedoch fraglich, ob dies mit der gewählten Gestaltung und dem doch eher altbackenen Layout des Buches gelingen wird.

Regula Wyss